

# Bilder über den Geruch von nebenan

**KUNST:** Das Mannheimer Institut für Deutsche Sprache ist derzeit Ausstellungsort und widmet sich dem Phänomen der Nachbarschaft

Von unserer Mitarbeiterin  
Bernadett Groß

**E**in Nachbar ist, wer nahe bei einem wohnt. Nahe beim IDS, dem Institut für Deutsche Sprache in Mannheim, wohnen viele Menschen, die einander Nachbarn sind – in den Genossenschaftsbauten mit ihren blauen Balkonen, die man vom ersten Obergeschoss aus sieht. Sie wirken wie extra hingestellt, um das im Inneren Gesehene und Erkannte gleich in der äußeren Welt anzuwenden.

„Mein Nachbar“ heißt nämlich die Ausstellung, die dieses Jahr parallel zur Jahrestagung des IDS gezeigt wird. 17 Mitglieder und Gäste des hiesigen Verbandes Bildender Künstlerinnen und Künstler, der die Ausstellung organisierte, zeigen unterschiedlichste Facetten von Nachbarschaft, darunter auch die von Farben und Materialien. Auf letztere beziehen sich beide „Fanale“ aus Edelstahl und Messing von Motz Tietze. Zwei Röhren hat er am Berührungspunkt miteinander verschmolzen, ineinander verdreht und gewunden, so dass sie zu zeitlosen Momentaufnahmen von Kampf oder Umarmung werden, mit hohem Schönheitswert.

Auch die interessante, mannshohe Keramik-Skulptur „Umgreifend“ von Stefan Engel steht zwischen Abstraktion und Gegenstand, zwischen zerklüfteter Formation und Hochhaus-Architektur. Überwiegend beziehen sich die (meist gemalten) Werke jedoch direkt auf menschliche Nachbarschaft. Und zeigen zum Beispiel das Monster mit brüllendem Maul, den Nachbarn „A. mit dem Rasenmäher“, der Blumen abbrasiert und ganze Häuser einschüchert. Hermann Herold stellt ihn so dar, kindlich-expressiv gemalt. Artur Kurkowskis Ausschnitte von Neckarstädter Hausfassaden mit Satellitenschüsseln im scharfen Sonnenlicht fragen nach den dahinter verborgenen Lebenswelten, ebenso Alexander



Triste Nachbarschaft: Swetlana Dürksens Eindrücke einer menschenleeren Durchfahrtsstraße in einem Dorf.

Bild: Neusch

Horns Details von Gesichtern, die man beim Wohnungstür-Öffnen erhascht.

Bemerkenswert ist die Stimmung, die Swetlana Dürksen in ihrem Bild einer spätwinterlichen, menschenleeren Dorf-Durchfahrtsstraße mit Einfamilienhäusern einfängt. In Grautönen gehalten, durch farblich negativ gemalte Streifen durchbrochen, herrschen hier Vereinzelung, Misstrauen, Tristesse.

Völlig anders, nämlich herausragend unterhaltsam, treten einem die geistreichen Objekte Katrina Frankes entgegen, etwa in Form eines niedlichen Mobiles: Hier toben sich zwei kleine Gestalten in ihren jeweils eigenen vier kleinen Wänden aus, je nach Lage für sich oder für Voyeure. Der Geruch des Nachbarn steht in einer anderen witzigen Arbeit Frankes im Vordergrund.

Die vielen Aspekte, die diese Ausstellung

dem Thema abgewinnt, dem ja niemand entrinnt, stellen den Blick aus dem Fenster (oder der Wohnungstür) in eine bestimmte Richtung scharf.

Bis 6. Mai, Mo bis Do 10-17, Fr 10-15 Uhr im Institut für Deutsche Sprache, R 5, 6-13, Mannheim.

„Was Sprache und Herrenmode ...“

# Was Sprache und Herrenmode gemeinsam haben

**KONGRESS:** Die 43. Jahrestagung des Mannheimer Instituts für Deutsche Sprache sucht nach neuen Perspektiven für die Wissenschaft

Von unserem Redaktionsmitglied  
Thomas Groß

Auch die Linguistik ist traditionsbewusst. „Im Kern“, so zitiert der Direktor des Instituts für Deutsche Sprache (IDS), Ludwig M. Eichinger, seinen akademischen Lehrer Harald Weinrich, „ist jeder Sprachwissenschaftler ein Grammatiker.“ Doch dieses Mal, im „Jahr der Geisteswissenschaften“, darf man bei der Jahrestagung des IDS weiter ausholen. So widmen sich die 400 Sprachwissenschaftler aus aller Welt noch bis morgen dem recht allgemein gefassten

Thema „Sprache – Kognition – Kultur“. Der angestammte Veranstaltungsort, das Stadthaus N 1, ist wegen des laufenden Umbaus dieses Jahr noch etwas weniger repräsentativ als sonst, doch auf eigenwillige Weise mag dies passend erscheinen zum eher ungewöhnlichen Kongressthema.

Welche Perspektiven eröffnen die Kulturwissenschaften der Linguistik, und wie erweitert die Hirnforschung das Verständnis für die Sprache? Solche Fragen standen zu Beginn im Zentrum. Der Amerikanist und Kulturwissenschaftler Klaus P. Hansen provozierte mit der These, die Sprache sei nur ein kollektives Phänomen unter an-

deren – und etwa vergleichbar mit der Herrenmode. Die Sprache sei zwar komplexer, aber dennoch wie die Mode ein standardisiertes Symbolsystem, dessen Zeichen erst durch eine Grammatik verständlich würden. Mehrdeutigkeiten ebenso wie Synonymie gebe es auch anderswo – etwa in der Mode, wo mehrere Kleidungsstücke zum gleichen Anlass passen. Hansens These: Die Linguistik habe die Wendung anderer Disziplinen zur Kulturwissenschaft nicht nachvollzogen und dadurch neue Perspektiven noch viel zu wenig bedacht.

Die Züricher Sprachwissenschaftlerin Angelika Linke gibt Hansen im Prinzip

Recht und ruft ihre Fachkollegen dazu auf, an der aktuellen kulturwissenschaftlichen Entdeckung „der Sprachlichkeit der Kultur“ mehr Anteil zu nehmen. Laut Linke hängen Sprache, Kultur und Gesellschaft zusammen, weil sie alle drei durch Kommunikation, also Verständigungszusammenhänge, geprägt seien. So haben auch alle drei aneinander Anteil, was eine Linguistik übersieht, die Sprache nur als (geschlossenes) Zeichensystem begreift. Einblicke in die Hirnforschung vermittelte Angela D. Friederici und zeigte, welche Bereiche des Gehirns Spracherzeugung und Sprachverstehen ermöglichen.

Traditionellere Sprachforschung betreibt Hans Christian Boas. Der in Texas lehrende Germanist erhielt den mit 7500 Euro dotierten Förderpreis für germanistische Sprachwissenschaft der Hugo-Moser-Stiftung. Gewürdigt wird sein Projekt zur Erforschung und Dokumentation der Sprache der deutschen Minderheit in Texas. Und Kulturbürgermeister Peter Kurz wurde von IDS-Mitarbeiterin Heidrun Kämper die neue Instituts-Festschrift „Sprachperspektiven“ überreicht. Denn immerhin ein Zehntel der 400-jährigen Geschichte Mannheims prägt das IDS nun schon aktiv mit.

# Florian, der große Zampano

**FILM:** Wormser Schauspieler Werner Daehn über den Oscar-Erfolg „Das Leben der Anderen“

Von unserem Redaktionsmitglied  
Susanne Wassmuth-Gumbel

„Wenn ich komme, ist Schluss mit lustig“, beschreibt der aus Worms stammende Schauspieler Werner Daehn seine Rolle als Stasi-Einsatzleiter im Oscar-gekrönten Film „Das Leben der Anderen“ von Regisseur Florian Henckel von Donnersmarck. Mit seiner Truppe führt der markante Glatzkopf mit dem eisigen Blick die Befehle von Oberstleutnant Anton Grubitz (Ulrich Tukur) aus. „Ich spiele einen ganz bösen Menschen“, sagt Daehn im Gespräch mit dieser Zeitung und berichtet, dass bei der Oscar-Verleihung in Los Angeles sogar ein Ausschnitt gezeigt worden sei, in dem er zu sehen war.

Durch die Auszeichnung des Werks als bester nicht englisch-sprachiger Film fühle er sich nicht persönlich geehrt, erzählt Daehn. Aber es sei – auch für die weitere Karriere – „schon gut, wenn man in so einem Film mitgespielt hat“. Der 41-Jährige ist stolz, dem Team angehört zu haben, dessen Arbeit nach nationalen Preisen nun auch international höchste Anerkennung gefunden habe.

Daehn bleibt mit dieser Rolle einmal



Netter Bösewicht: Werner Daehn. Bild: dpa

mehr seinem Image als deutscher Bösewicht treu. Immer wenn er im „Leben der Anderen“ aufträte, zeige der DDR-Staat die Zähne. Den Fiesling hat der Wahl-Berliner auch schon in anderen Produktionen gegeben: beispielsweise in „XXX – Triple X“ von Rob Cohen, in „König der Diebe“ von Ivan Fila oder in „Duell – Enemy at the Gates“ von Jean-Jaques Annaud. Im Sommer wird er wieder in den USA arbeiten und mit Morgan Freeman vor der Kamera stehen.

Den Oscar für „Das Leben der Anderen“ versteht Daehn auch als repräsentative Auszeichnung für Deutschland und „für die Tatsache, dass wir mit unserer Geschichte pfleglich umgehen“. Begeistert erinnert er sich an die Dreharbeiten mit Sebastian Koch, Ulrich Mühe und Ulrich Tukur. „Florian war der große Zampano – auf Grund seines Könnens und seines Tuns“, sagt Daehn über Regisseur Henckel von Donnersmarck. „Wenn man sich dem unterordnet, kommt was Großes dabei raus.“ Auch wenn der Regisseur vielleicht auf den ein oder anderen arrogant wirke, sei er das während der Dreharbeiten keineswegs gewesen. „Er weiß einfach, dass er etwas kann. Dann kann man auch ein selbstbewusstes Auftreten haben“, so Daehn.

Von unserem Redaktionsmitglied  
Uwe Rauschelbach

Dass er einen Hang zu Mordgeschichten hat, wissen wir seit „Der Fall Arbogast“. Auch in seinem neuen Roman „Woraus wir gemacht sind“ betätigt sich Thomas Hettche als Kriminalist. Aber als einer von der besonderen Sorte. Das weiß auch „Rheinpfalz“-Redakteur Markus Clauer zu schätzen, der den Autor beim Literaturfest in der Alten Feuerwache vorstellt.

Denn hinter der vordergründigen Handlung geht es bei Thomas Hettche natürlich um sehr viel mehr. Um die Einsamkeit des Einzelnen in einer unbehausten Welt. Um die latente Bedrohung, die dem Leben konstitutiv innewohnt. Oder auch um die (von Clauer formulierte) Frage, „wie man besser nicht mit schwangeren Ehefrauen umgehen sollte“.

In „Woraus wir gemacht sind“ kommt dem Romanhelden eine solche abhandeln. Die Entführung von Liz und die anschließende Suche durch Niklas ist eine ins Private verkleinerte globale Katastrophe: Der Roman spielt ein Jahr nach dem Terroranschlag auf Manhattan 2001. Die amerikani-

schen Kriegsvorbereitungen laufen wie eine nachrichtliche Chiffre zum Romangehen ab. Menschen kommen um oder gehen verloren – Staaten werden an ihrer verwundbarsten Stelle unvorbereitet getroffen. Das Grauen ist eine kühle Unterströmung; es versetzt das Leben in einen permanenten Schockzustand, mit dem es sich notdürftig zu arrangieren sucht.

Thomas Hettche liest die Passagen aus seinem Roman mit raschem Tempo, ohne Betonung. Das suggeriert einen kontinuierlich fließenden Zeitablauf, ebenso Alltäglichkeit; doch der Inhalt des Romans straft den formalen Rahmen Lügen. Es gibt keinen Ort der Geborgenheit. Nirgends. Im Gespräch mit Clauer wird dem Zuhörer verständlich, wonach der Autor in seinem Roman auch gesucht hat: nach einem authentischen Amerikabild, der Verifizierung einer durch Konsum und Medien geprägten Sehnsucht.

Seiner Zuneigung zu Amerika hat die persönliche Annäherung offenbar nicht geschadet. Vollzieht sie doch einen zentralen Satz in dem Roman nach: „Liebe ist kein Gefühl.“ Menschen brauchen mehr. Und Amerika offenbar auch.

# Mehr als ein Gefühl

**FESTIVAL:** Thomas Hettches Liebe zu Amerika bei „lesen.hören“



# Im Haushalt des Impresarios fliegen Wäsche und böse Worte

**MUSIKTHEATER:** Regisseur Thaddeus Strassberger bringt im Staatstheater Wiesbaden seine gelungene Version von Rossinis „La Cenerentola“ auf die Bühne

Von unserem Mitarbeiter  
Gerd Döring

Seine Premiere hatte diese „La Cenerentola“ schon 2006 in Dublin, Kulissen und Kostüme für die Inszenierung kamen damals aus Wiesbaden. 2005 waren Thaddeus Strassberger und Kostümbildnerin Mattie Ullrich die Gewinner des Europäischen Opern-Regie-Preises der Camerata Nuova, der auch die Umsetzung des Konzeptes an einem renommierten Opernhaus beinhaltet. Nun ist seine „Cenerentola“ auch in Wiesbaden inszeniert.

Dem uns vertrauten Aschenputtel gab schon Rossinis Librettist Jacopo Ferretti einen etwas anderen Dreh. Aus der bösen

Stiefmutter ist ein schlimmer Theaterprinzpal geworden, die Prüfung mit dem gläsernen Schuh wird ersetzt durch einen Armeif, den der Prinz an die unbekannte Schöne verschenkt. Kein „Rucke-di-guh, Blut ist im Schuh“, stattdessen Theaterzauber und viel Italianità. Ganz offenkundig hat Strassberger seine Zeit als Regieassistent am Teatro San Carlo in Neapel und an Venedigs La Fenice wohl genutzt. Der Nachwuchsregisseur zeigt uns ein Schachtel-Theater, in dem sich viel Theaterhistorie spiegelt. Mit einer schrillen Pantomime stolpert das Ensemble des Dom Magnifico während der Ouvertüre im Schnelldurchgang durch Rossinis „Barbier“, später blicken wir in einen Theaterraum, der nicht von ungefähr dem Teatro

Der Padrone als Mischung aus Seppl und Obelisk: Strassbergers „Cenerentola“ kommt frech daher. Bild: Theater



della Valle ähnelt: dort wurde „Cenerentola“ 1817 uraufgeführt.

Kaum haben die Komödianten die Bühne verlassen, öffnet sich der nächste Vorhang und der erlaubt den Blick hinter die Thea-

ter-Kulissen: im Haushalt des Impresario fliegen Wäsche und böse Worte. Zwei so pompose wie garstige Schwestern drangsaliieren das Aschenputtel des Hauses, das hier Angelina heißt. Der Padrone ist derweil da-

mit beschäftigt, mit einem Kammerkätzchen zu pussieren, eine so arge wie lächerliche Figur in krachlederner Hose und Feinripp-Unterhemd. Strassberger und Ullrich haben einen neugierigen Blick auf das gute alte Europa geworfen und sich von so manchem Klischee inspirieren lassen. Da wird unentwegt aus diesen kleinen erdbräunen Tassen Espresso geschlürft, die Wäsche baumelt im Hinterhof, das Leben ist ein operetten-buntes Gewusel mit viel Slapstick und Balzerei.

Mit sicherem Gespür hat Strassberger seine Cenerentola gefunden. Viel Beifall für die muntere Truppe und die so frech-plakative Sichtweise.

Termine: 10., 13., 16., 23., 28. März; 1., 5., 11., 27. April (Info: 0611/13 23 25).